10520

Aus stürmischen Tagen

Revolutionserinnerungen

eines Hamburgers

von

Archiangelus

Dr. Bubendey & Kober Verlag, Hamburg

Ich schildere die Erlebnisse jener geschichtlichen Tage ohne Liebe und Haß. Nur das Geschehene will ich wiedergeben. In dem kleinsten Erlebnis spiegelt sich die Welt und die Idee.

1. Aus einer kleinen Garnison.

In den letzten Tagen des Juli 1918 fuhr ich mit dem Lazarettzug aus den französischen Ardennen in langsamem, nachdenklichem Tempo durch das Maastal und das südliche Belgien nach Osten. In solchen Stunden treffen sich im Innern zwei Welten. Über den heißen Staub der Champagne glitt schon der friedliche Schein der Heimatsonne. Man fühlt dann, wie das verkümmerte Herz sich dehnt und groß und schön wird.

Die Front hatte ich in der ersten Stunde der letzten großen Champagneoffensive verwundet verlassen, ahnend zwar, daß nicht alles so gehen könne, wie die Heeresleitung in ihren Armeebefehlen es versprochen, aber auch nicht wissend, daß dieser frühe Morgen des 15. Juli der Ausgangspunkt allen militärischen und politischen Unheils sein würde. Der Frontsoldat lebte arglos. Böse Ahnungen wurden durch Feuer, Dienst und Schlaf rasch unterdrückt. Rückschauend erkennt man allerdings vieles in seinem wahren Sinne. Den sittlichen Niedergang des Frontheeres schuf die Unreife des jüngsten Jahrgangs 1899, der zu den kleinen und großen Disziplinlosigkeiten neigte (Diebstahl war an der Tages- resp. Nachtordnung), dazu die eintönigen Klagen über Dienst, Urlaub und Verpflegung. Schlechte politische Einflüsse habe ich in meiner Kompagnie nicht bemerkt. Wohl aber schien mir charakteristisch, daß man einen vorbestraften Fahnenflüchtigen ob seiner Verwegenheit gern und sinnig bestaunte. Die Möglichkeiten des bevorstehenden fünften Kriegswinters beherrschte die Gedanken aller. Man sah mit der endlosen Offensive viele Hoffnungen jäh untergehen, aber man dachte nur durch den Krieg und mit dem Krieg. Das Wort „Revolution" ging keinem, soweit ich mich erinnern kann, über die Zunge. Meine Kompagnie hatte als eine der ersten im Sommer 1917 am linken Dünaufer die russische Zersetzung erlebt. Wir hatten weiße Fahnen ausgesteckt, aber Revolution, das schien für alle ein russischer Begriff geblieben zu sein.

Daß in jener ununterbrochenen geistigen Gebundenheit die tiefsten Möglichkeiten lagen, Möglichkeiten für alles, das ist mir bisweilen in hellsichtigen Nächten vorm Einschlafen oder beim stillen Wandern durch den Graben überraschend klar geworden.

Am 22. Juli begrüßte ich die Heimat in Gerolstein. Und da waren rasch alle Schatten und Ahnungen vergessen. Nach langem Hin- und Herfahren setzte mich der Zug schließlich in dem kleinen westfälischen Warburg an Land und ließ mich dort viele, fast glückliche Wochen genießen und Heilung finden. In den Lazaretten pflegte Zunge und Verstand immer mehr zu wagen als recht war. Das war in dem kleinen Kreise dort, meist Bayern, nicht besser. Der fünfte Winter, der allmählich durch die herbstlichen Täler seine ersten Vorposten schob, erfüllte auch hier alle Gedanken.

Anfang September erreichte ich geheilt meine Garnison Schleswig, an das mich die Liebe zur niederdeutschen Heimat band. Nach den üblichen Wochen des Urlaubs begann ich dort Ende September den täglichen Dienst, der trotz vieler veränderter Bestimmungen doch immer noch dasselbe verdrießliche Gesicht machte vom „Kaffeeholer raus!" am grauen Morgen bis zur „Parole" am müden Abend.

Unfaßbar für einen aus jahrelangem Frontdienst Heimgekehrten war die innere Verfassung jener Garnisontruppen. Zwar der alte Landsturmposten vorm Schloß Gottorp schien unbewegt von der endlos schweren Zeit, aber in den langen hohen Husarenställen, in denen die Kompagnie untergebracht war, herrschte ein leichtsinniger Geist. Und wie ein Gespenst stand mir eines Abends, urplötzlich wie aus dem Nichts, die Erkenntnis vor den Augen: „mit diesen Soldaten schaffen wir den fünften Winter nicht."

Die Disziplin war nur noch eine schwere Last, die man während der paar Dienststunden unwillig und müde, gleichgültig oder frech mit sich herumschleppte. Dienst war nur ein Warten auf eine Freiheit, die ziemlich gleichbedeutend mit Frechheit war. Die Achtung vor der Charge begann erst mit dem Leutnant, wenigstens die äußerliche, die sich in der körperlichen Haltung ausdrückt. Unteroffiziere waren Gegenstand von Beschimpfungen aller Art aus der Masse heraus, und nur der Willenlose, der sich treiben ließ, konnte erwarten, leidlich die äußere Ruhe zu wahren. Der Diebstahl war fast die Regel, die Lüge der tägliche Umgang. Ein kleiner Teil schleppte sich brummig und widerwillig durch das tägliche Einerlei. Auch persönliche Achtung war ein hohler Begriff. Spott und Neid nagten an allem.

Die Arrestanstalten waren voll. Bestrafte mußten oft tagelang warten, bis ein Platz für sie frei wurde. Unter diesen Umständen war vom Charakter der Strafe natürlich nicht mehr die Rede. Erschreckend waren die Bilder ausziehender Transporte. Um einen Transport von etwa 60 Mann geschlossen an den Bahnhof (etwa ¼ Stunde Weg) bringen zu können, brauchte man über 20 begleitende Unteroffiziere. Das Gefühl des Sträflings wurde, wenn es schon vorhanden war, lebhaft genährt. Eines ist mir vor allem in der Erinnerung. Jedem ausziehenden

Transport gab der Bataillonskommandeur einige mutige und zuversichtliche Worte mit auf den Weg. Einmal wurde das abschließende Hoch auf den Kaiser und das Hurra nur von zwei oder drei Stimmen aufgenommen, die auch sofort erstickten. Der Hauptmann stand beschämt, nicht als der Führende, sondern als der Geführte. Dieser Vorgang ging in der Stadt mehrere Tage von Mund zu Mund, ohne daß freilich Schadenfreude oder politische Bemerkungen daran geknüpft wurden.

Überhaupt, politische Momente wurden nicht sichtbar. Die Mannschaften waren meist jung. Das war wohl der innerste Grund, wenn auch keine Entschuldigung. Die mehrmals Verwundeten gingen bei allen Torheiten voran. Die Absicht, nicht wieder ins Feld zu gehen, wuchs sich bei allen zum Dogma aus. Ich erinnere mich an einen Halbkranken, der in Hamburg den Transportzug verlassen und von dort zu Fuß nach Schleswig marschiert war und mit hohem Fieber hier eintraf. So menschlich verständlich solche Vorgänge waren, für viele noch wenig angekränkelte Leute wurde diese Gestalt ein Märtyrer und Meister. Dienstvergessenheiten und Rumtreibereien waren etwas, das sich täglich wiederholte. Ich denke besonders an einen Mann, dessen man mehrere Tage nicht habhaft werden konnte, obwohl er in der Stadt bummelnd gesehen sein und bisweilen auch nachts in der Kaserne auftauchen sollte. Die Untätigkeit und Duldung der Kameraden dabei wirkte wie ein heimliches, unausgesprochenes Bündnis.

Die Macht der Vorgesetzten, vom Bataillonskommandeur herunter bis zum Unteroffizier, zeigte sich von Tag zu Tag begrenzter und schwächer. Denn die Einsicht, daß mit äußerster Gewalt wenig, vielleicht nichts zu erreichen sei, lähmte jeden Arm. Der Befehl hatte seinen Wunderglauben verloren. Der Eindruck, den ein Besuch des alten weißhaarigen Brigadekommandeurs machte, war darum eher schädlich als nützlich. Der alte Herr stand, ein braver, wackerer Soldat, in heller Empörung über begangene Disziplinlosigkeiten vorm Bataillon und wetterte. Aber den Spott und Hohn zu tilgen, lag nicht in seiner Macht. Der Bataillonskommandeur stand wiederholt vor den Kompagnien und mahnte an die Schwere der Zeit. Er sah immer wieder in Hunderte von gelangweilten oder gar törichten Gesichtern.

Den Monat Oktober füllten mit steigender Spannung die Noten, die zwischen Berlin und Washington hin- und hergingen. Bis in die späte Nacht hinein standen wir vor dem niedrigen, laubbewachten Gebäude der „Schleswiger Nachrichten" und warteten auf die Anschläge. Nicht mehr der Heeresbericht, sondern der große schriftliche Streit weckte alle Ungeduld. Diese Ungeduld ließ den letzten Willen zur Unterordnung und zum Dienst erlahmen. Der Glaube, daß alles aus sei, schlug immer tiefere und festere Wurzeln.

Dagegen schien mir die große hagere Gestalt des Husarenkommandeurs zu wachsen, den ich öfter des Abends an seinem Stammtisch sah. Im heiligen Eifer über die Zerrüttung der Zeit schlug er sich in Worten mit den Herren im Zivil

herum, denen ein Tropfen Gift auch schon im Blute saß. Einer der wenigen Männer, der mir gerade wegen seiner stolzen Gegensätzlichkeit in der Erinnerung blieb.

Ohne daß wir es merkten, kroch das Schicksal im Dunkeln heran. Die ersten Novembertage sahen fast das ganze Bataillon feldmarschbereit. Ludendorffs äußerstes Aufgebot. Die große Handlung stand auf ihrem dramatischen Höhepunkt. Die kleine Garnison Schleswig wußte gewiß nichts von der hohen Politik, sie erlebte alles nur im Reflex. Das Menschliche war in ihr so gut und so böse wie überall. Aber die Wühlerei politischer Ratten war nicht bemerkbar. Eine Stadt der Beamten und Besonnenen unter dem täglichen Eindruck einer schönen und friedlichen Landschaft.

Am Sonntag, dem 3. November, war Schleswig immer noch die Stadt des Wartens. Die Soldaten liefen nach dem Appell in alle Winde. Die Mädchen warteten in der Allee, die Angler standen am Schloßgraben, oben in der Stadt drehte sich das Karussell, und an den Stammtischen hockten die Philister um ihren Pfennigskat. Über dem Landsturmposten reckte sich das graue nüchterne Gottorper Schloß unbeweglich.

2. Kieler Sturmnacht.

Als ich mich am Montag, dem 4. November, mittags aus der Stadt begab, um den täglichen Dienst wieder abzuhaspeln, fand ich die ganze Kompagnie auf dem Schloßhof angetreten in heimlicher Neugierde und Aufregung. Der erste Gedanke galt natürlich dem Ausrücken ins Feld, denn das war in irgendeiner Form doch immer der Drehpunkt der Gedanken eines gesunden Garnisonsoldaten. Aber als ich mich unter die auseinanderstrebenden Leute mischte ergaben sich andere Zusammenhänge.

„Um 3 Uhr steht das Bataillon feldmarschmäßig auf dem Schloßhof!"

Und während man noch an hunderterlei dachte, an kleine oder große Übungen, an Alarm oder Feldbereitschaft, flog irgendwoher das scharfe beißende Wort: „in Kiel sind Unruhen ausgebrochen! Die Matrosen meutern!"

Alles Grübeln und Erörtern erstickte in dem allgemeinen hastigen Aufbruch. Die Kammer gab in überstürzender Eile her, was sie noch an Vorrat hatte. In den Stuben und Schränken sollte alles verschlossen zurückbleiben. In zwei, drei Tagen würde man wieder hier sein. Unter dem Eindruck des bevorstehenden Abenteuers schienen alle Leute aufgewacht und angefeuert zu sein. Lange Erörterungen über das Wozu und Warum hörte man nicht. Es zeigte sich wieder, daß mit dem richtigen Schlagwort im notwendigen Augenblick doch alles zu machen war.

Bald nach drei Uhr trat die Kompagnie auf dem Schloßhof an. Die andern Kompagnien dahinter. Offiziere versammelten sich. Wagen wurden beladen. Eine seltsame Mischung bittersten Ernstes und heiterer Sorglosigkeit.

Ein neues Marschbataillon wurde formiert unter Hauptmann D., Kompagnien eingeteilt, Gruppen gebildet. Zivilisten schwärmten über den Hof, die Kapelle trat an, und immer härter und fester klang durch alle Reden das unheimliche Wort „Kiel"!

Ohne Abschied, mit den sieghaften Klängen eines Marsches verließ das Bataillon das Schloß und war bald nach 4 Uhr auf dem Bahnhof in einen bereitstehenden Zug verladen. Durchreisende Zivilisten trugen das Wort „Kiel" auch im Munde, von überallher hörte man es zaghaft oder deutlich, so daß es für uns bald den aufregenden Klang verlor.

In langsamer Fahrt fuhren wir in den Abend hinein. Wie so Soldatenfahrten sind. Die einen aßen, die andern rauchten und starrten vor sich hin, die dritten hockten zusammen zum unvermeidlichen Skat. Um ½11 Uhr etwa hielt der Zug außerhalb des Kieler Bahnhofs.

Zu beiden Seiten der Strecke lagen die Straßen der Vororte eintönig und müde. Das blasse Blinken der Laternen, schwarze Mauern, die in Nichts versinken, und die Maschine mit ihrem gleichmäßigen Stoßen und Atmen. Der Zug hielt lange. Die Leute drängten aus dem Zug und stapften über die Strecke. Hinter dem Schlagbaum eines Bahnübergangs sammelten sich einige Weiber und Kinder und erzählten.

„Die Matrosen haben die ganze Stadt . . . . Tote . . . . Blut . . . . Die Straßenbahnen fahren nicht. Aber nun ist alles wieder ruhig. Woher seid ihr?"

„84er aus Schleswig."

„Ja, die Lübecker sind auch schon da. Aus Neumünster und Rendsburg auch. Aber sie sind alle übergelaufen. Die Matrosen haben die ganze Stadt. Jetzt ist alles wieder ruhig."

So kreisten die Fragen und Antworten immer wieder um dieselben Punkte und Begriffe. Das große Erlebnis war es, das allen vor Augen stand, nicht politische Genugtuung. Fallende Offiziere, Maschinengewehre, die die Straßen reinfegen, zerschossene Häuser.

Die Gedanken gruben sich immer tiefer in das dunkle, aber unerhörte Geschehen hinein. War es nicht ein Wahnsinn, dieses Bataillon auch noch zu opfern? Es den Matrosen gewissermaßen auf dem Servierteller hinzureichen mit den Worten: da nehmt! Denn das mußten sie sich ja wünschen: Waffen, Material und widerstandslose Menschen, die den Funken weitertrugen. Viel später erfuhr ich, der Altonaer Befehl habe nur die Zernierung von Kiel gewollt, vollkommene Abschließung. Aber es war anscheinend keiner in der höheren Führung, der die richtigen Maßnahmen gegen Kiel verantwortete. Und so mußten wir hinein in die Stadt. Ein neues willkommenes Opfer. Zur Zernierung hätte die moralische Kraft der Truppen vielleicht noch gerade hingereicht, im offenen Kampfe war nichts zu hoffen.

Der Zug schob sich um Mitternacht noch eine Strecke weiter gegen die Stadt, dann lud man uns aus. In einer Seitenstraße nach dem oberen Sophienblatt zu trat das Bataillon an. Munition wurde verteilt zum Überdruß, sie blieb schon bei den ersten Schritten kistenweise auf den Straßen liegen. Die eiserne Portion steckte jeder gern in die Tasche. Die Offiziere schienen unter der Last der Verantwortung, ohne Rückhalt bei ihren Leuten, Feind vor sich, Feind hinter sich, einen grundlegenden Entschluß zu scheuen. Im übrigen spielte sich diese Tragödie in rasender Eile ab.

Die Kolonne des Bataillons wurde von streifenden Matrosen begleitet, deren aufreizende Redensarten von den Infanteristen mit Hunger und Neugierde aufgefangen wurden. Im allgemeinen läßt sich feststellen, daß, entgegen der strengen politischen Disziplin bei den Matrosen, unsere Leute nur ihre Abenteurerlust gestillt sahen. Die Infanterie zeigte sich auch hier einmal wieder wie so oft als die harmlosere Waffe.

Das Bataillon setzte sich in Bewegung. Steigende Ungeduld ging mit, was geschehen würde. Als die Spitze ins Sophienblatt einbiegen wollte, ging durch die lange Kolonne ein jähes Halt. Die Leute setzten erleichtert die Munitionskisten ab, griffen zur Pfeife und schwatzten. Wenn man bedenkt, wieviel Kleinliches und Erbärmliches in solchen Augenblicken der höchsten Spannung noch laut werden kann, so möchte man lachen.

Mich trieb die Ungeduld nach vorn. Ich sah unsere Offiziere in Verhandlungen mit einem Trupp Matrosen, die zum Kennzeichen ihrer Macht und Würde ein Taschentuch um den Arm und den Gewehrkolben nach oben trugen. Ich hörte sie fordern und verlangen. „Herr Hauptmann, das Bataillon legt hier die Waffen ab und fährt nach Schleswig zurück.“ Der Hauptmann stand regungs- und wehrlos unter dem unerhörten Eindruck solcher Forderung. Die Matrosen hatten scharfe, heiße Gesichter, ihre Worte klangen heiser und abgegriffen.

Währenddessen schwärmten „Kulis“ an beiden Seiten der Kolonne entlang.

„Komm', Kam'rad, gib dein Gewehr her! Der Krieg ist nun aus!“

Der Krieg ist nun aus! Das war das Zauberwort, das von Herz zu Herz, von Mund zu Mund flog und den stärksten Willen umwarf. Hände, die zuerst den Gewehrriemen noch nicht loslassen wollten, lösten sich bei dem Ruf: Der Krieg ist nun aus! Wir brauchen kein Gewehr mehr!

Ich drückte mich von einer Seite auf die andere, um den waffensammelnden Matrosen zu entgehen. Als ich sah, daß man auch den Offizieren Seitengewehr und Pistole vom Koppel zog, ließ ich mir auch ohnmächtig das Gewehr von der Schulter nehmen. Die Kolonne löste sich auf. Die Maschinengewehre der Rebellen an den Straßenecken wurden entladen. Die Infanteristen drängten sich in neugierigen Haufen um die von der Marine und horchten. „Wir haben die Stadt, wir haben die großen Schiffe und schießen alles in Klumpen!“

Alle Stadien der Freude fanden sich auf den vielen hunderten von Gesichtern Und blasses Staunen auch. Die Offiziere wurden abgeführt. Man sagte, ins Hansahotel.

„Der Krieg ist aus!"

Nach einiger Zeit wurde das Bataillon in leidlicher Geschlossenheit zum Bahnhof geführt. Zivilisten und Weiber mitten darunter.

„Kam'rad, verkauf mir deinen Tornister und deine Decken. Hier hast du 30 Mark!"

Und Kam'rad nahm das Geld und war froh, die Last los zu sein. Einige Stunden später wurden aber für die gleiche Last schon 100 Mark gegeben.

Vor dem Bahnhof, spät nach Mitternacht, noch einmal Halt. Ein aufgelöster, aufgeregter Haufe. Und ein verbissener Arbeitermund: „Na, Kam'rad, nu sei froh, nu ist der Krieg aus!"

„Macht ihr mit?"

„Ja, wir machen alle mit."

Und die geile Genugtuung dazu: „Ja, so mußte es kommen, die da oben hätten sonst noch kein Ende gemacht" Das kam aus einem Weibermund, frech und aufdringlich. Den fanatischen Matrosen gelang es trotz allem nicht, Straße und Bahnhof von diesen lüsternen Weibern ganz zu säubern, obwohl sie sich Mühe gaben.

Hinein in den Bahnhof. Alle in den Wartesaal. Man denke sich in diesen ersten Stunden jene unerhörten Bilder, und man wird die Ohnmacht verstehen, die aus Neugier und Abscheu geboren war.

Posten vor den Bahnsteigen. Züge verkehren nicht, man will sie draußen vor der Stadt abfassen. Patrouillen an allen Ecken. Maschinengewehre auf den Treppen. In einem Zimmer redet sich die neue revolutionäre Bahnhofskommandantur heiser und unterschreibt. Mit kleinen unscheinbaren Zetteln werden Matrosen und Infanteristen ins Land geschickt. Irgendeine Bleistift-Unterschrift, die man einen Bahnhof weiter schon nicht mehr anerkennt. Man sucht unnötige Esser abzustoßen. Ein Tisch voll Offiziersdegen. Eine Ecke voll Waffen und Mützenbänder. Zwei junge erregte Gesellen zerren einen Admiral hinein. Ein grauer Kopf steht mitten in der Halle und predigt denen, die es hören wollen. „Nur keine Weiber! Wir haben die Proviantämter. Der Krieg ist aus!"

Im Wartesaal ein dicker Qualm, Schreien und Schwatzen. Die erste Unzufriedenheit mit dem neuen System. Ein Maat steht auf einem Tisch und redet von Urlaub und Reise. „Gebt uns was zu essen," knurren die Hungrigen aus den Ecken.

Züge verkehren nicht. Ich nehme meine Sachen, wie andere auch und suche die Straße. Die ist still und leer. Nur Matrosen in Trupps und Haufen, mit freier Brust und dem sicheren Gewehrkolben.

An Schlaf denkt keiner, denn das Blut fiebert. An der unteren Ecke der Holstenstraße schrecken Schüsse durch die unheimliche, bange Nacht. Matrosen rennen dem Bahnhof zu. „Die Wandsbeker Husaren sind im Anmarsch!"

Fernes Maschinengewehrfeuer. Wir treten in einen Hausflur, denn keiner hat Lust, auf diesem Felde der Ehre zu fallen. Fensterscheiben klirren. Dann ist wieder alles totenstill.

„Wo bleiben wir heute Nacht?"

Matrosen gehen vorbei. „Was seid ihr für welche? 84? Macht ihr mit? Das ist recht. Ihr wollt schlafen? Geht ins Gewerkschaftshaus. Sonst kommt mit zum Bahnhof und schiebt Posten."

Wir zogen das erstere vor und suchten uns das Gewerkschaftshaus. Schüsse hinter uns her. Feuerschein. Ob die Husaren wirklich kommen?

Das Gewerkschaftshaus in der Fährstraße war bis an die Zähne bewaffnet. Kein Hineinkommen. Die Posten dutzendfach gestaffelt. Hirn und Seele des ganzen Aufruhrs war hier.

Ein junger Matrose brachte uns in die Kaserne der Maschinenbauschule. Wir „empfangen" Brot; jeder bekam ein Bett, einen Strohsack und war sich selbst überlassen.

Der Schlaf kommt von selbst, man mag ihn wollen oder nicht, man mag an ihn glauben oder nicht. Und er war schließlich für den einzelnen das Beste, wenn die Gedanken doch nicht durchdrangen durch den Wirrwarr einer Nacht.

Am andern Morgen zog uns jener Rest von Pflichtgefühl, der nicht verloren gehen kann, wieder zum Bahnhof.

Vor dem Gewerkschaftshaus wieder der Eindruck eines revolutionären Hauptquartiers. Das Gewehr schien der beste Ausweis. Infanteristen machten gemeinsame Sache mit den Matrosen. Die ganze Stadt war voll davon. Übernächtig, bleich und müde, zogen sie durch die Straßen. Im Hafen lagen die großen Panzer mit roter Flagge. Da der „König Wilhelm", von dem sie ein letztes Märchen der Pflicht erzählen. Sonst liegt die Stadt in leidlicher Ruhe. Aber alles ist auf den Beinen. Sie feiern den Abfall von der Pflicht.

Ein Zug fährt noch am Vormittag. Aber er trägt uns nur eine Station weit. In Voorde müssen wir die Bahn verlassen, an der Grenze der beiden Machtbereiche. Matrosen strömen zu Dutzenden übers Land. Die meisten gehen heim, denn der Krieg ist ja aus. Wir versuchen, zu Fuß die Bahnstrecke Neumünster-Rendsburg zu erreichen. Die Bauern kommen aus den Häusern und fragen. Wir bekamen ein gutes Mittagessen und guten Kaffee. Sie hatten Angst vor der Plünderung. Im strömenden Regen erreichten wir abends Nortorf und waren nachts wieder in Schleswig.

Dort war Friede. Die Straßen schliefen im grünen Schein der Laternen. Der Landsturmposten stapfte vor dem Schloß auf und ab. Er fragte uns nicht; er schien zu wissen, woher wir kamen.

3. Das Narrenspiel in Schleswig.

Am nächsten Mittwochmorgen erwachte man zwischen zwei Welten. Eins war selbst den Treuesten klar, ohne Eindruck konnte das Kieler Abenteuer auf den schleswigschen Frieden nicht sein, denn zu einer Episode war es doch zu grausam. Aber keiner wußte auch, was hier geschehen sollte. Die halbe Kompanie hatte sich während der Nacht wieder im Schloß eingefunden, die andere Hälfte genoß vielleicht goldene Freiheit in Kiel oder suchte mit revolutionären Urlaubsscheinen die Heimat zu erreichen. Denn das war das seltsam Philisterhafte an dieser Revolution: alles wollte nach Hause.

Am Vormittag fand ein Appell statt. Die Verluste der Kompanie an Ausrüstungsstücken waren festzustellen und zu Buch zu nehmen. Die alte Gewissenhaftigkeit lebte noch. Zwei Leute weigerten sich, Dienst zu tun. Aber auch bei allen übrigen war keine Meinung für den Dienst. Reinigung und Ordnung ja. Aber sonst nichts. „Wir sind ausgebildet genug."

Am Mittag standen die heimgekehrten Reste des Bataillons vor dem Kommandeur. Die Meinung, daß dieser Appell höchst überflüssig sei, schien allgemein. Aber man ging hin, um zu hören, was werden solle. Vor dieser Mannschaft an solchem Tage Redner zu spielen, war gewiß nicht leicht. Der Bataillonskommandeur mahnte und versprach, einzelne Wünsche sollten erfüllt werden. Man spürte aus seinen Worten, daß die eigentliche Initiative bei den Mannschaften lag. Mit der Rede war nichts gewonnen und auch nichts verloren. Die Ungewißheit war das allein Greifbare.

Nach dem Appell begann ein Landsturmmann Z. eine Besprechung mit dem Kompanieführer über den Dienst. Es ging alles in Ruhe und gegenseitiger Achtung ab. Aber schon die Tatsache dieser Besprechung an sich zeigte, wo die Überlegenheit war. Wer will heute noch nachempfinden, wie schwer es in jenen Tagen war, Offizier zu sein? Das Ergebnis war das Versprechen, daß einstweilen nur Innendienst stattfinden sollte. Alles andere müsse der Bataillonskommandeur regeln. Damit war der Friede gewahrt und von den Mannschaften alles gewonnen, was für sie gewinnenswert war.

Der Nachmittag verging, einzelne Flüchtlinge aus Kiel trafen noch ein. Es ging das Gerücht, daß Automobile mit roten Fahnen und Matrosen durch die Stadt gefahren seien. Gesehen wurde keins.

Spät abends kam ich aus der Stadt mit einem Kameraden zum Schloß zurück. Der Platz war taghell erleuchtet und voller Leute. Ein Schreien und Kommandieren aus Dutzenden von Kehlen. Man war gerade beim Revolutionieren. Die Landsturmwache verließ sang- und klanglos ihren Posten vor dem Schloß, und die revolutionären 84er bezogen das Wachlokal.

Wir traten näher.

Hinterm Schloß stand ein Möbelwagen mit Waffen, den hatte man erbrochen. Sonst hätte man ja die ganze Revolution ohne Gewehre machen müssen, dieweil man die seinen in Kiel den Matrosen zur Beute ließ. Vor dem Wachlokal standen

Schreier und teilten neue Wachen ein: Regierungsgebäude, Bahnhof, Post, Elektrizitätswerk. Es ging alles zu, wie man es beim alten System gelernt hatte, nur mit mehr Lärm. Und man nahm die Angelegenheit ungeheuer ernst, man müsse sich auch der Post und der Fabriken versichern. Man tat so, als habe man mit dem Widerstand einer ganzen Armee zu rechnen. Das erhöhte doch den Reiz des Abenteuers.

Ich stand im Wachlokal und sah die revolutionäre Leitung arbeiten. Der Landsturmmann Z., der sich schon am Nachmittag „bewährt" hatte, und ein Reservist N. Es fehlte an Führern. Drüben im Arrestlokal trommelten die Arrestanten mit den Fäusten gegen die Gitter und wollten Freiheit. Schließlich stellten sich einige Unteroffiziere und Vizefeldwebel zur Verfügung. Einer besonderen Prüfung hinsichtlich ihrer revolutionären Zuverlässigkeit bedurfte es nicht. Die Wachen marschierten einzeln ab. Der Plan war, die Stadt über Nacht zu besetzen, um am Morgen „Herr der Lage" zu sein.

Armes, friedliches Schleswig!

Einige handfeste Patrouillen wurden den Offizieren ins Haus geschickt, zum Bataillonskommandeur, zum Garnisonältesten, zu einigen Kompanieführern. Freiwillige fanden sich viel.

Die revolutionären Leiter sahen sich wiederholt nach Unteroffizieren um, die Führer spielen wollten. Aber sie wagten keinen zu bestimmen. Es war eine lächerliche Mischung von Respekt und Tollkühnheit.

Eine Patrouille kam wieder und brachte die Waffen des Bataillonskommandeurs. Eine Heldentat war geschehen. Satter Stolz lag den Tätern auf der Stirn. Sie hätten in ihrer Verblendung vielleicht auch das Eiserne Kreuz für diese Tat nicht verschmäht. So hart berührte sich dort das Komische mit dem Tragischen.

Eine andere Patrouille brachte einen Leutnant persönlich mit, der mit Fluch und Krachen seinen Degen auf den Tisch warf. „Dafür hat man sich nun vier Jahre geschlagen." Die Feldwebel lächelten verlegen. Der revolutionäre Reservist zuckte die Achseln und fühlte sich wohl als Werkzeug einer höheren Idee.

„Ich habe die Sache noch hinhalten wollen," erklärte er, „aber als ich nach Hause kam, verlangten alle, es solle sofort losgehen."

So begann die Revolution in Schleswig.

Es ging auf drei Uhr nachts. Da zog ich mich zurück, mit dem festen Entschluß, meine Sachen zu packen und mit dem ersten Zug nach Hamburg zu fahren. Ich wollte nicht ein Narr unter Narren sein.

Es war noch dunkel, als ich morgens zum Bahnhof ging. Die neue Wache hatte ihn im Besitz und wollte von mir wissen, wie es im Schloß stehe, ob die Husaren mitmachten, wer überhaupt dabei sei. Der revolutionäre Nachrichtendienst klappte also offenbar noch nicht recht.

Ich fragte den Wachhabenden: „Na, wie kommst du dir in deiner neuen Würde vor?"

Der lachte nur.

Das war das letzte, was ich von Schleswig mitnahm, dies gleichgültige, fast törichte Lachen.

4. Auch Hamburg brennt.

Einen Teil des Zuges, der in der Dämmerung durch das ewig-friedliche Land kroch, füllten Munitionsarbeiterinnen. Frech, lüstern und aufruhrgierig. Das war die Masse, die an der Krippe stand und doch nachher die ersten in der Treulosigkeit. Sie warfen ihre Lüsternheit den Revolutionären als Preis hin. Wie sang doch Wolfram von Eschenbach? „Um süßer Frauen Minne."

In Rendsburg war noch nicht klar, wieweit der Zug kommen würde. Höchstens bis Pinneberg, hieß es. Über Hamburg gingen ziemlich wilde Gerüchte. Aber der Zug schob sich immer näher heran und erreichte doch um die Mittagszeit Altona.

Der erste Gruß kam von einem jungen Kerl, der die Kokarden von meiner Mütze herunter haben wollte. Soweit hatten die in Schleswig noch nicht gedacht. Ich versprach es und kam unangefochten nach Haus.

Am andern Tage mußten die Kokarden und das Eiserne Kreuz doch dran glauben. Krieg den Orden! Wohin man kam, klang das revolutionäre Du. Und wem das nicht behagte, der säte Mißtrauen.

Hatte ich in Kiel und Schleswig die revolutionäre Begeisterung gesehen, so erlebte ich hier in Hamburg sofort die Reaktion, die große Unzufriedenheit. „Gebt uns zu essen. Sonst laßt die Finger davon, wenn ihr uns nicht ernähren könnt!" Das war das dritte Wort, wo immer Soldaten sich drängten, um Karten oder Essen zu bekommen. Der gewaltige Zuzug an Flüchtlingen der Revolution warf die ganze Ordnung über den Haufen. Hunderte gingen ab mit doppelter und dreifacher Ernährung, hunderte hungerten den ganzen Tag.

Am Steindamm, am Rathaus, am Bahnhof, in Altona drängten die unzufriedenen Elemente gegen die Türen. In der Palmaille stand Zeller vorm Sitzungszimmer des kommandierenden Generals und redete mit heiserer, unkenntlicher Stimme auf die Unzufriedenen ein. „Ich habe drei Nächte nicht geschlafen. Ihr müßt euch gedulden!"

„Wir danken für die Geduld. Früher hatten wir wenigstens satt zu essen."

Scheine wurden ausgeschrieben, Unterschriften gegeben, die Wunderwirkung hatten. Gestempelt wurde wie wild. Und die Wichtigkeit eines Schriftstücks wurde durch die Zahl seiner bunten Stempel garantiert.

Die Ernüchterung hatte schon am ersten Lebenstage der Revolution eingesetzt. Sie erwachte automatisch in der Menge selbst. Schon in der ersten Stunde machten Tausende erstaunt die Augen auf und besahen sich den neuen Segen.

— — — — — —

In wenigen Tagen sah ich drei Revolutionen werden und wachsen. Im ersten Keime die Tat blindwütiger Fanatiker und Idealisten, wurde sie schon am zweiten Tag eine Posse, am dritten eine Tragödie. Die beiden Rufe, die ich in jenen Tagen so oft hören mußte, klingen mir heute durcheinander:

„Der Krieg ist aus für uns."

„Laßt die Finger davon, wenn ihr uns nicht ernähren könnt!"

So kann auch in den elementaren Gefühlsausbrüchen der Straße das Symbol einer tiefen Tragik liegen.

Druck von
F. W. RADEMACHER
Hamburg